



Eines der beiden Holzpferdchen Kaspar Hausers

Katja Behrens

Kaspar Hauser
oder das Wunder der Pferde

Alfa-Veda

Auf Stroh sitzt ein Junge in einem kleinen, niedrigen Raum, die Beine von sich gestreckt, eine Decke über den Füßen, im Halbdunkel. Neben ihm ein leerer Wasserkrug und zwei Pferdchen und ein Hund aus Holz.

Der Junge „butzt“ eines der Pferde, er schmückt es mit einem roten Band. Seine Augen sind an das Dämmerlicht gewöhnt. Er ist schon lange, später wird er sagen „schon immer“, in diesem Kerkerraum. Er schläft viel und sehr fest. Er steht nie auf, kann sich nicht erinnern, dass er jemals auf seinen Beinen gestanden hat. Wenn er müde wird, lässt er den Oberkörper zurückfallen und schläft ein. Wenn er aufwacht, ist der Wasserkrug gefüllt, und es liegt ein Stück Brot da. Neben seinem Lager gibt es ein Loch. In dem Loch befindet sich ein Gefäß. Um seine Notdurft zu verrichten, nimmt er den Deckel ab. Seine Hose ist hinten aufgeschlitzt, so muss er sich nur darüber hocken.

Er weiß nicht, wo er ist, nichts von der Abgeschiedenheit des Ortes, nichts davon, dass er sich in einem schlichten, zweistöckigen, von Wasser umgebenen Bau befindet. Schloss Pilsach, eine im Siebzehnten Jahrhundert umgebaute Wehranlage aus alten Zeiten. Der Eingang ist über eine steinerne Brücke zu erreichen.

Die Landschaft draußen ist lieblich, sanft gerundete Bergrücken, Bäche und Mühlen. Einmal ist er in einer Kutsche durch diese Landschaft gefahren, da war er vier oder fünf Jahre alt. Er hatte die Sprache und einen Namen, auch wenn dieser Name nicht sein richtiger war.

Einen „richtigen“ Namen hat er nie bekommen. Als er in aller Eile notgetauft wurde, hat man vergessen, ihm einen Namen zu geben. Doch war es da schon nicht mehr er, sondern ein anderer Säugling, der an seiner Stelle die Nottaufe erhielt. Er selbst bekam den Namen des Kindes, das mit ihm vertauscht wurde: Johann Ernst Blochmann.

Von all dem weiß er nichts. Seit elf Jahren in diesem Raum eingesperrt, weiß er auch nichts mehr von warmen Sonnentagen, nichts von blauem Himmel und Sommerwolken, nichts

von Gewittern und dunklen Nächten, von Landregen, von tanzenden Schneeflocken.

Er denkt nicht darüber nach, was draußen ist. Für ihn gibt es kein Draußen, nur dieses Drinnen. Und dieses Drinnen ist namenlos. Er weiß nicht, dass es ein Gefängnis ist. Er hat die Sprache vergessen, brabbelt mit seinen Pferdchen, „net, vo, lauf, da da beim.“

Auch die beiden Pferdchen sind namenlos. Aber sie sind lebendig, seine Gefährten. Er hat kein Wort für Liebe, aber das Gefühl hat er. Und er weiß, dass sie da sind, wenn er sich zurücksinken lässt, um einzuschlafen, und da sein werden, wenn er aufwacht. Er ist nicht allein. Immer ist jemand da. Auch der Hund ist da, aber an dem hängt sein Herz nicht. Er „butzt“ ihn wie die Pferde, doch nur, weil er eben da ist, und immer zuletzt.

Er sieht nie einen Menschen und hört auch keine Stimmen. Manchmal hat das Wasser einen anderen Geschmack. Dann spielt er nicht mit den Pferden, sondern schläft ein, und wenn er aufwacht, riecht es anders. Da ist frisches Stroh, und das Hemd an seinem Leib ist anders. Er denkt nicht darüber nach. Er nimmt es hin,

wie er alles hinnimmt. Später reimt er sich zusammen, dass man ihn gewaschen und ihm die Haare und die Nägel geschnitten hat. Dass er betäubt wurde, wahrscheinlich mit Opium, damit er seinen Wärter nicht sieht.

Er weiß nichts davon, wenn er aufwacht. Er trinkt Wasser, isst Brot, gibt den Pferden von dem Brot, kaut, schmeckt, atmet, weiß nichts von gestern, nichts von morgen. Weiß nicht, dass es Zeit gibt und diese Zeit eingeteilt ist in Tage und Wochen, Monate und Jahre.

Er weiß nicht, dass er 16 Jahre alt ist. Zahlen haben keine Bedeutung. Der Raum ist 4,30 m lang und 2,60 m breit, 1,65 m hoch. Die Mauern sind 1,60 m dick. In die Mauer eingelassen ist eine vergitterte Luke. Seine Augen sind an das Dämmerlicht gewöhnt. Später, wenn er draußen ist, wird das Licht seine Augen schmerzen, und er wird noch eine Weile im Dunkeln lesen und auf große Entfernung Farben und Gegenstände erkennen können.

Und er wird sich nach seinem Kerker zurücksehnen, obwohl es Menschen gibt, die sich um ihn bemühen, aber ihm nicht das entgegenbringen können, was seine Spielzeugpferde ihm

entgegenbringen. Oder er ihnen entgegenbringt. Für ihn sind sie lebendig. Die Pferdchen nehmen ihn so, wie er ist. Sie wollen nichts von ihm. Sie geben ihm Wärme. Später wird er sich nicht erinnern, dass er jemals gefroren hat in seinem Käfig. So wird er den Kerker nennen, als er die Sprache wiedergewonnen hat: seinen Käfig.

Es gibt dort nur einen Mangel, von dem er weiß: Wasser. Er hat immer Durst. Wieder und wieder nimmt er den Krug zur Hand, in der Hoffnung, dass Wasser nachgekommen ist. Er weiß nicht, dass das Wasser ihm gebracht wird, weiß nicht, dass er einen Wärter hat, dass dieser es ist, der ihm das Brot und das Wasser hinstellt, während er schläft.

Der Wärter heißt Franz Richter und ist Förster und Verwalter von Schloss Pilsach. Der Junge, der den leeren Krug an den Mund setzt, weiß nicht, dass dieser Mensch, der für ihn gar nicht existiert, ihn im Dämmerlicht des Kerkers hat heranwachsen sehen. Und über ihn und seine Geschichte mehr weiß, viel mehr als er selbst.

Franz Richter war Ende 20, als das Kind ihm übergeben wurde und lebte mit seiner Mutter im Jägerhaus. Von klein auf daran gewöhnt,

dass der Besitzer des Schlosses, Freiherr von Griefßenbeck, das Sagen und er, Franz Richter, nur zu hören und zu gehorchen hatte.

Vierzig Jahre lang stand Franz Richters Vater im Dienste des Freiherrn, auch er ans Gehorchen gewöhnt. Franz Richter ist in Pilsach geboren, ist hier zu Hause, kennt jeden Winkel, jeden Bauern und jede Bauersfrau und trägt das Wissen um den eingesperrten Jungen mit sich herum, wenn er Guten Morgen sagt und Guten Abend, wenn er die Pacht eintreibt und den Zehnten, den die Bauern zu entrichten haben.

Der Freiherr wohnt nicht in dem Schloss, kommt einmal im Jahr auf Urlaub, dann geht Franz Richter mit ihm die Abrechnungen über Pacht und Holzertrag durch. Die zum Schloss gehörenden Felder sind verpachtet, die Scheunen und Stallungen leer bis auf die Katzen, die zum Mäusefangen da sind, die Mutter hält ein paar Hühner, Franz Richter hat sein Pferd und seine Hunde und geht ein oder zweimal am Tag in das leere Schloss hinüber, um dem Jungen Brot und Wasser zu bringen und das Gefäß mit den Exkrementen zu leeren. Das Brot hat die Mutter gebacken.

Sie reden nicht über den Jungen. Sie verständigen sich mit ein paar Worten, wenn er wieder einmal gewaschen werden muss, dann träufelt Franz Richter ein paar Tropfen Opium in den Krug mit dem Wasser. Das Kind wächst, es braucht ein neues Hemd, eine neue Hose. Die Mutter muss sie nähen, verwendet ein altes Hemd des Sohnes, seine aufgetragenen Beinkleider. So trägt der Gefangene den Stoff am Leib, den zuvor der Wärter durch seine Welt getragen hat.

Der Junge hat Ruhe gegeben, schon lange. Weiß nichts mehr von der Verlassenheit und dem verzweifelten Geschrei der ersten Tage in seinem Käfig. Nichts mehr von der Wut, mit der er sich gegen die Tür geworfen hat, von Toben und Aufbegehren und Schreien, dass die Kehle schmerzt, nichts mehr davon, wie sie ihn gebändigt haben, angekettet, damit er sitzt und nicht herumläuft, nicht entwischt, wenn sie die Tür aufmachen. Ein aufgeweckter kleiner Kerl, der sofort versteht, wo hinein er seine Notdurft zu verrichten hat und aufhört zu weinen, als Franz Richter ihm die Spielzeugpferdchen und den Hund bringt.